

# GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

*compiled by Dirk HR Spennemann*

**625. Spillmann, Joseph. 1902. *Ein Buch über die Südsee (Australien und Ozeanien)*. [A book on the South Seas (Australia and Oceania)]. Freiburg: Herder.**

The section on the eighteenth century history of the mission to the Marianas and Carolines, comments that the Chamorro were almost extinct. The chapter draws on an 1862 account of Pater J. Strobach on the situation on Rota, which is extensively quoted.

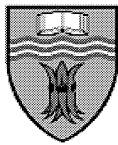
---

Source of Annotated Bibliography Entry:

Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

**CHARLES STURT**  
UNIVERSITY



The Johnstone Centre,  
Charles Sturt University,  
Albury, Australia



Northern Mariana Islands  
Council for the Humanities,  
Saipan, CNMI



Historic Preservation  
Office,  
Saipan, CNMI

# Über die Südsee.

(Australien und Ozeanien.)

Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend.

Von

Joseph Spillmann S. J.

Mit einer großen kolorierten Karte. — Zweite, vermehrte Auflage.



Freiburg im Breisgau.  
Verderfche Verlagsbandlung.  
1902.

Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Angelus; vgl. Bild 163, S. 235) mit 23 Brüdern. Die Zahl der Christen wird auf rund 1000 angegeben. 21 Kirchen waren erbaut, 11 Schulen von 450 Kindern besucht und eine höhere Anstalt mit 30 Zöglingen begann zu blühen. Gewiß wird unter deutschem Schutz das Werk der Belehrung und Gesittung noch besseren Fortgang nehmen.

### 7. Die Marianen und ihre Bewohner.

Wie die Karolinen, so waren auch die Marianen, und zwar schon seit mehr als zwei Jahrhunderten, unbestrittener spanischer Besitz. Dieselben liegen nördlich von den Karolinen, und das in den obigen Kapiteln oft genannte Guam, von dem aus die ersten Glaubensboten nach den Karolinen segelten, ist die Hauptinsel der ganzen Gruppe. Sie ist gleichzeitig die südlichste; es folgen in nördlicher Richtung die Inseln Rota, Tinian, auf welcher sich riesenhafte Trümmer alter Tempel und Paläste finden, von deren Erbauern man keine Ahnung hat, und Sappan. Die noch nördlicher gelegenen Inseln sind vulkanisch und haben zum Teil noch tätige Kraterfegeln, so namentlich Pagan mit drei tätigen Vulkanen und die nördlichste Insel der Gruppe Muncion. Jetzt sind nur mehr die beiden südlichsten, Rota und Guam, bewohnt. Der ganze Archipel mit 1140 qkm ist just so groß wie Hohenzollern (1142 qkm), hat aber nur 10 172 Seelen, während dieses mehr als das Sechsfache (66 148 Einwohner) zählt. Wie schon gesagt, sind 626 qkm mit etwa 2000 Einwohnern davon jetzt deutscher Besitz. Die südlichen Inseln sind hügelige, fruchtbare Ländchen, die ein mäßiges, sehr gesundes Meeresklima haben, ihrer tropischen Lage in der Nähe des 14. Grades nördl. Breite ungeachtet. Korallenriffe, hinter denen gute und geschützte Häfen liegen, umsäumen die niedrigen Ufer.

Schon oben (S. 3) erwähnten wir, daß Magelhaens auf seiner kühnen Fahrt durch die Südsee am 6. März 1521 auf diese Inseln stieß.

Es waren das Riff von S. Rosa und Guam, die zwei südlichsten Eilande der Marianen. Sofort umschwärmten die Eingeborenen in ihren kleinen, hurtigen Rähnen mit Auslegern und dreieckigen Mattensegeln die mächtigen Seeungeheime. Von der Form dieser Segel nannte Magelhaens die Gruppe *islas de las velas latinas*. „Weit populärer aber“, erzählt Bessel, „wurde der Name Ladrones (Diebsinseln), welche das Schiffsvolk ihnen gab, wegen der Frechheit, womit die olivenfarbigen, nackten Eingeborenen an Bord kamen und stahlen, obgleich man das Verdeck wiederholt von ihnen säuberte und ihre ohnmächtigen Geschosse durch eine wohlgezielte Salve erwiderte. Als es ihnen endlich gelungen war, die Barken eines Schiffes zu stehlen (nach anderen nahmen sie auch von dem Feuer, daß sie zum erstenmal in ihrem Leben sahen), setzte Magelhaens ans Land, brannte ihre Ortschaft nieder und plünderte ihre Vorräte an Kokosnüssen, Yamswurzeln und Zuckerrohr, womit sich die entkräftete Mannschaft nicht wenig erquidete. Seit Monaten hatten sie nichts genossen als den zu Staub zerfallenen, von Würmern belebten und von Natten verunreinigten Zwieback.“

Das war die erste Verührung Europas mit Polynesien. Bald segelte Magelhaens weiter westlich nach den Philippinen, wo die Keulen der Wilden auf dem Eilande Mactan seinem Tatendrange am 27. April 1521 ein Ziel setzten. 44 Jahre später, am 22. Januar 1565, nahm Don Miguel Lopez de Legaspi auf seiner ersten Fahrt von Mexiko nach den Philippinen auch die Ladronen förmlich in Besitz, pflanzte die spanische Flagge und das Kreuz auf, ließ am Gestade einer der Inseln das erste heilige

Opfert feiern und versprach den Eingeborenen, ihnen Glaubensboten zu senden. Allein das Juwel, das Spanien an den herrlichen Philippinen fand, ließ es die fernabliegende Gruppe vergessen, und es dauerte volle 103 Jahre, ehe die Diebs-Inseln einen Boten des wahren Glaubens erhielten. Das war der Jesuit P. Luis Diego de Sanvitores, der Sprosse eines alten spanischen Geschlechtes von Burgos, das den Eid unter seine Ahnen zählte. Der Typus eines spanischen Missionärs jener Zeit, voll glühenden Seeleneifers und begeisterter Sehnsucht nach dem Martyrium, landete er 1662 auf den Philippinen. Auf der Herfahrt von Mexiko hatte das Schiff auch die an seinem Wege liegende Ladronen-Gruppe berührt. Die religiöse Verlassenheit der Insulaner, die ihn an Legaspi's Versprechen erinnerten, weckten in P. Sanvitores das Verlangen, der Apostel dieser Inselgruppe zu werden. Lange blieben seine Vorschläge und Bemühungen fruchtlos. Da wandte er sich persönlich an Philipp IV., und als derselbe starb (17. September 1665), an dessen Wittve Königin Maria Anna (spanisch Maria Ana) b'Avstria, die Tochter Kaiser Ferdinands III. Die edle Fürstin nahm sich des Planes mit wahrhaft mütterlicher Liebe an, gab dem Vizekönig von Mexiko und dem Statthalter von Manila sofort gemessenen Befehl, das Unternehmen mit Schiffen und Geld in jeder Weise zu fördern; so darf sie als eigentliche Stifterin der Mission auf diesen Inseln gelten, die dann auch ihr zu Ehren den neuen schöneren Namen „Marianen“ erhielten. Im Juni 1668 landete P. Sanvitores mit den PP. Luis de Medina, Pedro de Casanova, Luis de Morales u. a. auf der Südinself Guam, die in S. Juan umgetauft wurde.

Sie fanden hier und auf den anderen Inseln ein Volk, das in manchen Punkten, wie namentlich in der Sprache, mit den Tagalen auf den Philippinen verwandt schien, in anderen den Japanern ähnelte, sich jedenfalls von den übrigen Polynesiern erheblich unterschied. Die Insulaner wohnten in hübschen, kunstrecht gebauten und sehr sauber gehaltenen mehrräumigen Hütten. Decken, Geschirre, und anderer Hausrat bestanden aus feinem, wasserdichtem Flechtwerk; ihre Rähne, flott gezimmert und rot bemalt, waren nach dem Ausdruck eines deutschen Missionärs „die Hurtigkeit und Ringsfertigkeit selbst“. Dagegen war ihre Kleidung mehr als notdürftig; ihre Nahrung bestand fast ausschließlich in Pflanzkost: Reis, Kofos, Zuckerrohr, Patalen und anderen Früchten. Fische wurden fast nur von der niedersten Volksklasse gegessen. Berauschende Getränke waren unbekannt, und auch mit dem Feuer wurden sie erst durch die Spanier vertraut. Die Leibesgestalt der Marianer erschien kräftiger und größer als bei den Tagalen und etwas zur Fettleibigkeit geneigt, ihre Farbe lichter; die Männer hatten das Haar kurz geschoren und ließen bloß einen dreieckigen Schopf auf dem Scheitel stehen, die Frauen trugen es in langen Flechten. Das gesunde Klima begünstigte ein hohes Alter, und Hundertjährige waren häufig.

Das Temperament der Insulaner war lebhaft und äußerst veränderlich und launisch, so daß sie mit Leidenschaft für etwas sich begeisterten, um es im nächsten Augenblick zu verachten. Es bedurfte nur der feurigen Ansprache eines ihrer vielen Redner, um das Volk zu jeder unbesonnenen Tat hinzureißen. Mit dieser Launenhaftigkeit verband sich eine große Verstellungsgabe. Unter der freundlichsten Miene verstanden sie es vortrefflich, ihre wahre Gesinnung, Haß und Abneigung zu verbergen, um dann bei günstiger Gelegenheit ihre Rache grausam zu kühlen.

Im übrigen waren sie leichtfertig, scheuten ernste Arbeit und waren leidenschaftlich dem Tanz, Spiel und heiteren Festlichkeiten

ergeben. Die Männer vergnügten sich mit Ringen, Wettrennen, Lanzenwerfen u. dgl.; die Frauen führten abgefordert, mit Blumen und Muschelgehängen geschmückt, zum Klange aneinandergeschlagener Muscheln Gesänge und Reigentänze auf.

Die Kriege waren stürmisch, aber kurz. Kaum war nach vielem Kampfgeschrei und prahlerischen Herausforderungen das erste Blut geflossen, so wurde wieder Frieden geschlossen. Als Hauptwaffen dienten die lange, mit spitzen Menschenknochen bewehrte Lanze, Pfeil, Bogen und Keule, später auch Messer und kurze japanische Säbel. Nirgends in ganz Polynesien fand sich eine schärfere Absonderung der Klassen als hier. Der hohe Adel hieß Matao, die Mittelklasse Achiot, der Pöbel Mangachang. Mit Verachtung schauten die Vornehmen auf die Niederen herab. Das Volk ertrug diese Behandlung mit kriechender Untwürdigkeit und betrachtete alles, was einem Matao gehörte, als tabu, d. h. etwas Heiliges.

Eigentümlich war die Stellung der Frau. Sie führte im Hause meist das Regiment; ihr wurden bei einer Scheidung, zu welcher geringste Veranlassung, ein bloßer Verdacht genügte, die Kinder und das Eigentum zugesprochen.

Eine feste Regierungsform fand sich nicht vor. Gewandte Redner führten das große Wort und lenkten den Willen der leicht beweglichen Menge. Die Geschichte des Volkes lebte fort in Liedern und Sagen, die, von Sängern und Dichtern vorgetragen, namentlich bei Festen eine große Rolle spielten. Sie hielten sich in lächerlicher Selbstüberhebung für das einzige und beste Volk der Welt. Die ganze Menschheit stammte von einer ihrer Inseln ab, und alle Fremden waren nichts als irre gegangene Marianer, die draußen ihre Sprache vergessen hatten und verkommen waren. Darum ihre Abneigung gegen die Fremden, die ihnen, wie sie sagten, bloß die lästige Insektenplage, Motten und vorher unbekannte Krankheiten gebracht. Ihre ganze Religion war wesentlich ein Totendienst. Jede Familie hatte ihr besonderes Heiligtum, worin sie die Gebeine ihrer Toten aufbewahrten, deren Mumien sie fast göttliche Ehre erwiesen und in ruhenden Totentagen besangen. Götzen und Tempel fanden sich keine vor. Doch glaubten sie an die Unsterblichkeit der Seele, und in ihren religiösen Sagen und Überlieferungen ließen sich noch deutlich, wenn auch von lächerlichem Beiwerk überwuchert, einige Spuren der Uroffenbarung erkennen. Die interessanten alten Baureste, die auf einigen Inseln sich finden, „sind höchst wahrscheinlich oder ganz gewiß Grabdenkmäler eines Menschenalters, der lange Zeit vor der Entdeckung auf diesen Inseln wohnte und bevor die Insulaner, welche Magelhaens auf denselben antraf, dort lebten“. Die Tempelruinen auf Tinian bestehen in einer Doppelreihe von viereckigen, nach oben sich verjüngenden Pfeilern, 4 m hoch und (an der Basis) 1,22 m breit, auf denen Kapitälchen in Form abgestumpfter Halbkugeln von 2 m Durchmesser ruhen. Das Ganze besteht aus einer aus Kalk und Sand gebildeten, felsenharten Masse. Man denkt unwillkürlich an altperuanischen Einfluß.

Das war, in kurzen Umrissen nach den älteren Missionsberichten gezeichnet, das Volk, dem P. Sanvitores und seine Genossen 1668 zum erstenmal die frohe Botschaft brachten. Sie wurden mit Ehrfurcht aufgenommen und begannen mit feurigem Eifer ihr Werk. Die Insel Guam zählte nach P. Franz Garcia in seiner „Geschichte der Mission auf den Marianen“ (Madrid 1683) damals 180 bewohnte Ortschaften. Im Hauptort Agaña, welcher der Mittelpunkt der Mission blieb, wurde die erste Kirche und Priesterwohnung gebaut. Vor allem galt es, das Vertrauen der Insulaner zu gewinnen. Darum schonten die Missionäre, soviel es nur ging, die althergebrachten Sitten und Gebräuche. P. San-

vitores ging sogar so weit, daß er persönlich an den Tänzen und Spielen der Eingeborenen teilnahm, wie „weiland David vor der Arche des Bundes“ tanzte und mit in die Hände klatschte, so daß die Leute riefen: „Wie freundlich und gut ist Maagos Padre“ (der große Vater); so nannten sie ihn. Um ihnen die Anfangsgründe der christlichen Wahrheit mundgerechter zu machen, kleidete er sie in die ihnen eigentümliche Gesangsweise. Noch mehr. Als der Versuch, die Insulaner zu einer anständigen Kleidung zu vermögen, an ihrem Widerwillen gegen die fremdländischen Stoffe und Formen scheiterte, legten die Missionäre, ihnen voraus P. Sanvitores, selbst ihre europäische Ordensstracht ab und bereiteten sich Kleider aus Palmenblättern und einheimischen Pflanzenfasern. Die Macht des Beispiels hatte die gewünschte Wirkung, und mehr und mehr bürgerte sich die Sitte ein, bekleidet zu gehen. Durch Einführung der Baumwolle, die trefflich gedieh, sorgten die Missionäre für den nötigen Rohstoff und lehrten dessen Verarbeitung. Auch sonst, um dies hier gleich einzufügen, verdanken die Marianer den Spaniern und Missionären eine Reihe der nützlichsten Kulturpflanzen, wie Mais, Tabak, Indigo und viele Acker- und Gartenfrüchte. Selbst der Anbau von Weizen wurde, aber ohne Erfolg, versucht. Von den Philippinen oder Neu-Spanien (Mexiko) kamen auch die ersten Hunde, Pferde, Esel, Kühe, Ochsen, Schafe, Ziegen, Enten, Hühner u. s. w. „Heutzutage“, schreibt später der Oesterreicher P. Joseph Bonani, „sieht man auf den Auen und Wiesen ganze Herden dieser Tiere weiden, und geben unsere Ochsen den ungarischen an Größe und Güte nichts nach.“

Bei diesem weisen und milden Verfahren der Missionäre konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Der vornehmste Mann in Agaña, namens Quinupha, war der erste Erwachsene, den P. Sanvitores taufte. Seinem Beispiele folgten bald viele andere. Allein P. Luis de Medina taufte angeblich auf Guam in drei Monaten 3000 (?) Eingeborene. Es ist kein Zweifel, daß man, wohl getäuscht durch die anfangs so freundliche und gute Stimmung der Insulaner, viel zu rasch mit der Taufe zur Hand war. Der Fehler rächte sich bald und ward später von den deutschen Missionären auch offen als solcher anerkannt. Schon P. Sanvitores erkannte die Wichtigkeit, durch Absonderung der Kinder beider Geschlechter eine solidere christliche Erziehung zu ermöglichen. Mit Hilfe der guten Königin Maria Anna errichtete man schon gleich anfangs in Agaña (S. Ignacio de Agaña) zwei sogen. Seminarier, d. h. Pensionate für Knaben und Mädchen. Ähnliche Anstalten entstanden später auch auf einigen anderen Inseln.

Die alten Bewohner der Marianen wurden von den Spaniern „Chamorro“ genannt. Sie sind jetzt nahezu ausgestorben. Die Männer, besonders die Vornehmen, zeichnen sich durch hohen und vollen Körperbau aus, haben starke Glieder, langes, glattes, schwarzes Haar, ausdrucksvolle Gesichtszüge mit ein wenig schief stehenden Augen, mäßig hoher Nase und etwas dicken Lippen. Die Haut ist hellbraun oder olivenfarbig. Jetzt ist diese Bevölkerung fast ganz durch Tagalen, welche die Spanier seit 1841 von den Philippinen aus hier ansiedelten, und von Mischlingen verdrängt. Die Chamorro hatten nämlich einen ungemein starken Unabhängigkeits Sinn und wollten lieber sterben als sich von den Spaniern knechten lassen. Kämpfe, wiederholte Aufstände und endlich Seuchen rafften sie dahin, und während man um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Bewohner des ganzen Archipels auf 100 000, die von Guam allein auf 40 000 Seelen schätzte, mußte man ein Jahrhundert später, um das völlige Aussterben zu verhindern, Tagalen und Indianer aus Peru gewaltfam herbeiholen.

P. Strobach S. J. entwirft uns in einem Briefe vom Jahre 1682 die folgende Schilderung der alten Marianer: „Was die Sitten der Marianer betrifft, so stimmen sie am meisten mit den Tagalen auf den Philippinen überein. Doch zerfallen sie in drei Stände: Adel, Mittelstand und gemeinen Pöbel. Und sie halten diese Trennung so streng ein, daß der obere Stand mit dem mittleren und dieser mit dem unteren sich niemals weder durch Ehe noch durch gemeinschaftliche Wohnung verbindet. Ja sie essen nicht einmal, was der Geringere berührt, oder trinken mit ihm aus demselben Brunnen; sie dürfen das Haus eines Niedrigeren nicht betreten, sondern müssen im Freien aus einiger Entfernung ihm ihr Anliegen kurz vortragen, wenn auch der Vornehmere ein Bettler und der Geringere ein reicher Mann wäre. Wie schwer solcher Ehrgeiz die Befehlung der Vornehmeren macht, ist leicht zu erraten, indem der Edelmann anfangs mit dem gemeinen Mann weder in einem Gotteshaus sich zugleich einfunden, noch mit einerlei Wasser taufen lassen, noch mit einem Priester, der sich mit gemeineren Leuten eingelassen hatte, reden wollte. Nun aber geben sie es wohlfeiler und erkennen in geistlichen Sachen die Unedeln für ihre Mitbrüder an.

„Ihren früheren Glauben anlangend, ist gewiß, daß sie ehe- dessen zwar den wahren Gott nicht erkannt, aber auch keinen Abgott noch Götzen noch Teufel angebetet haben. Nur der Toten Gebein und absonderlich die Totenköpfe verehrten sie, welche sie in ihren Häusern mit großen Ehren aufbewahren; niemals essen sie, ohne ihnen den besten Bissen vorzusetzen. . . . Auch schnitzten sie aus dem Gebein eines Menschen 12 Speere, deren Spitzen sie zu beiden Seiten mit einer doppelten Reihe von Zähnen versehen; wer mit einer solchen Waffe gestochen wird, stirbt unfehlbar an seiner Wunde, wenn auch nur der geringste Splitter stecken bleibt, was fast allzeit geschieht. Je größer nun der Mann ist, desto stärker sind die aus seinen Gebeinen verfertigten Lanzen; daher stellen sie großen Männern gern nach dem Leben. Solcher Ursache willen, nämlich 12 Speere zu liefern, möchte ich nun freilich nicht gern sterben, wiewohl ich um Christi willen mein Leben aufzuopfern nicht allein bereit, sondern auch begierig bin“ (P. Strobach sollte, wie wir im nächsten Kapitel erzählen werden, in der Tat um Christi willen sein Leben verlieren).

P. Strobach erzählt dann weiter, daß die Marianer bis zur Ankunft des ersten europäischen Schiffes, also bis zur Landung Magelhaens', begreiflicherweise der Meinung gewesen seien, sie seien die einzigen Menschen auf Erden und ihre Inseln das einzige Land. Diese Ansicht mußten sie natürlich aufgeben; aber sie hielten doch daran fest, ihr Land sei das Stammland aller übrigen Völker, welche von den reinen Sitten und der schönen Sprache ihrer Insel abgefallen seien. Wie schlecht es mit den anderen Ländern bestellt sei, meinten sie, könne man daraus schließen, daß die fremden Schiffe Ratten und Mäuse und anderes Ungeziefer, auch verschiedene Seuchen auf ihre Inseln eingeschleppt hätten.

Sie glaubten, das Menschengeschlecht stamme von einem einzigen Paare, Buntan und dessen Weib, ab; irren aber darin, daß sie wähen, alle übrigen Geschöpfe seien aus dem Leibe dieser Stammeltern geschaffen worden, nämlich aus der Brust Himmel und Erde, aus den Augen Sonne und Mond, aus den Augenbrauen der Regenbogen u. f. w. Bekanntlich hat die nordische Götterfage eine ähnliche Darstellung der Schöpfung.

Einen gemeinsamen König hatten sie nicht, doch stand jeder Stamm unter seinem Häuptling. Die Herrschaft ging nicht auf den Sohn, sondern auf den ältesten Bruder über, der mit der

Herrschaft auch den Namen erbt. Das Privateigentum aber vererbte sich jeweilen auf den ältesten Sohn, der die nachgeborenen Geschwister mit einer Kleinigkeit abfand. Der Haushalt wurde allein von den Frauen besorgt. Den Kindern bewiesen sie große Liebe, ja eine wahre „Mutterliebe, indem sie ihnen die größte Freiheit gewähren und alles nachsehen“. Die Häuser halten sie außerordentlich reinlich, namentlich das Wohnhaus, neben dem sie noch ein Vorrathshaus und einen Schuppen für verschiedene Geräte haben.

Unser Gewährsmann stellt ihnen überhaupt ein gutes Zeugnis aus. Sie seien leutfelig und gutherzig. Fremde Schiffbrüchige nahmen sie mit Liebe auf, trösteten, beherbergten und verfaßen sie mit allem Notwendigen nach Landesfite. Fast stündlich besuchten sie die Missionäre. Begegneten sie ihnen auf der Straße, so grüßten sie dieselben mit dem Spruche: „Gelobt sei das allerheiligste Altarsakrament!“ den sie sich bald gemerkt hatten; dann küßten die Männer und Knaben die rechte Hand der Priester und sagten beim Weggehen: „Madios!“ das a Dios, „Gott befohlen!“ heißen sollte. Das Anstandsgefühl und die Gutherzigkeit der Inselbewohner wollen wir aus P. Strobachs eigenen Worten kennen lernen: „Kein Marianer wird jemals weder essen noch trinken, er habe dann allen und jeden, die bei ihm sind, solches vorher gutherzig angeboten oder die Speise in so viele Teile geteilt, als Personen anwesend sind, und einem jeden seinen Bissen gereicht, den letzten aber und insgemein den schlechtesten für sich behalten. Wenn sie trinken, so setzen sie das Geschirr nicht an die Lippen, sondern gießen von ferne das Getränk in den Schlund; denn sie halten es für eine Grobheit, ein Geschirr, aus welchem der andere auch trinken soll, mit dem Maul zu berühren. . . . Nichts ist mehr zu bewundern als ihre Liebe, indem kein Marianer dem andern, er begehre was er immer wolle, etwas pflegt abzuschlagen. Ja sie geben ungebeten. Wenn einer etwas stiehlt, so ihm gefällt, so sagt er zum Besitzer ohne Umschweife: „Dieses oder jenes will ich haben“; sobald er ausgesprochen, stellt es ihm der andere zu ohne einige Entschuldigung (Ausrede). Und solches ist nicht allein unter den erwachsenen Leuten, sondern auch unter den Kindern üblich; denn wenn ein Kind von einem andern einen Bissen begehrt, so daselbe wirklich ins Maul steckt, würde das andere ihm solchen hingeben und lieber Hunger leiden, als seinem Mitgespielen etwas versagen. Ein Marianer wird sogar ein Tabaksblatt, um welches er den ganzen Tag hart gearbeitet, mit dem Nachbarn, den er antrifft, teilen. Gleichwie nun diese freigebigen Leute anfangs vermeint hatten, alle Menschen wären so ehrlich wie sie, haben sie sich an den Christen, als ihnen diese dasjenige, was sie begehrten, abschlugen, sehr geärgert, mithin solche für grobe Barbaren, bei welchen die Liebe keinen Platz finde, angesehen.“

Ebenso pflegten die Marianer ihre Kranken mit großer Liebe und Geduld. Möchten ihre Geschwüre und der dem Ausschlag ähnliche Ausschlag, an dem manche von ihnen litten, noch so ekelhaft sein, niemals zeigten sie sich darüber unwillig, sondern ertrugen den übeln Geruch der Kranken „mit unbegreiflicher Langmütigkeit, ja mit fröhlicher Gleichgültigkeit“. Endlich hatten sie einen Widerwillen gegen alle berausenden Getränke.

Es schien also verhältnismäßig leicht, diese Wilden, die so viele natürlich gute Anlagen besaßen, zum Christentume zu bekehren und zu den glücklichsten Menschen zu machen. Leider folgten aber den Missionären unmittelbar auf dem Fuße spanische Truppen und bemühten sich, den an Unabhängigkeit Gewohnten ein unerträgliches Joch aufzubürden. Dagegen empörten sich die noch

heidnischen Stämme, und es kam zu einem jener Vernichtungskriege, in dem die schwächeren Inselaner den Feuerwaffen ihrer „Herren“ erliegen mußten.

### 8. Deutsche Missionäre und Blutzeugen auf den Marianen.

Wie P. de Sanvitores und Luis de Medina auf der Hauptinsel Guam, so wirkten die übrigen obengenannten Patres auf den nördlicher gelegenen Eilanden Tinian (Buenavista Mariana) und Saypan (S. Josef). Schon 1668 besuchte Sanvitores auf kleinen Barken fast sämtliche Inseln der Gruppe, wie Anataian (S. Joaquin), Sariguan (S. Carlos), Guguan (S. Felipe), Mamaguan (La Concepcion), Pagan (S. Ignacio), Agrigan (S. Xavier), und drang 1669 bis zu den Nordinseln Muncion und Mang (S. Lorenzo) vor. Er und seine Genossen waren zum Teil ihre ersten Entdecker, gaben ihnen ihren christlichen Namen und Europa die ersten genaueren Berichte.

Von Anfang an arbeiteten viele deutsche Missionäre mit ihren spanischen Ordensbrüdern zusammen an der Bekehrung der Einwohner. Wir wollen nun einige dieser mutigen und opferwilligen Männer nennen, von denen bei dem großen Aufstande von 1684—1685 mehrere ihr Blut vergossen haben. P. Augustin Strobach ist uns schon aus einem seiner Briefe bekannt. P. Johannes Tölpe war sein Landsmann, beide aus Deutschböhmen, P. Karl Boranga aus Wien, P. Anton Kerzschbaumer aus Süddeutschland; ferner werden die Niederländer P. Gerard Bovens, P. Petrus Comano, P. Basilius von Nauk und der Laienbruder Baltasar du Bois 1682 mit dem Bemerken genannt, daß einige von ihnen schon im sechsten Jahre als Missionäre auf den Marianen wirkten.

Wie wir sahen, waren die Anfänge der Mission recht glückverheißend und ermutigend. Es dürfte auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß das ganze Inselland ohne Blutvergießen dauernd für das Christentum gewonnen worden wäre, hätten nicht Ereignisse traurigster Art den Fortgang der Mission unterbrochen. Der erste Widerstörer der Glaubensboten war ein buddhistischer Chinese, namens Choco, der, auf der Fahrt von den Philippinen nach Ternate nach den Marianen verschlagen, sich im Norden von Guam niedergelassen und hier auf die Bevölkerung einen großen Einfluß gewonnen hatte. Da er diesen durch die Patres beeinträchtigt sah, tat er alles, um durch Verleumdungen jeder Art seine Gegner aus der Welt zu schaffen. Sie seien böse Zauberer und Giftmischer, die unter dem Vorwand der Taufe die Kinder vergifteten. Die häufigen Sterbefälle unter den Neugetauften unterstützten die Verdächtigung und regten einen großen Teil der leicht beweglichen Bevölkerung gegen die Patres auf. Sie wurden vielfach gewaltsam an der Taufe der Kleinen gehindert und diese vor ihnen geschützt. Noch ungleich größere Schwierigkeit boten die oben geschilderten Klassenunterschiede und Kastenprivilegien, ein Punkt, in dem die Inselaner sich äußerst empfindlich zeigten. Der Adel häumte sich in seinem Stolz gegen die unerhörte Zumutung auf, sich mit dem gemeinen Volke in derselben Kirche zu versammeln und überhaupt in Bezug auf die Religion ihm gleichgestellt zu werden. Daß ihre Kinder aus demselben Taufbecken wie die Kinder der verachteten Mangachang sollten getauft werden, erregte ihnen einen unüberwindlichen Ekel und Abscheu. Vielleicht daß die Patres die Macht dieses Vorurteiles unterschätzten und nicht genügend berücksichtigt, gewiß ist, daß gerade der Adel gegen das Christentum

am meisten eingenommen wurde, je mehr das gedrückte Volk dessen Wohltaten zu fühlen begann. Ein bitterer Groll, durch die Verleumdungen des Chinesen Choco noch mehr entfacht, ergriff einen großen Teil der Bevölkerung, besonders der Vornehmen. Er kam bald genug zum Ausbruch.

Am 29. Januar 1670 wurde P. Luis de Medina auf der Insel Saypan, da er gerade ein Kind kaufen wollte, überfallen, gefesselt und seine Kreuzfahne in Stücke gerissen aufs Feld gestreut. Zwar gelang es der Milde und Klugheit des P. Sanvitores, die Gemüter zu besänftigen und die Ruhe wiederherzustellen. Selbst der buddhistische Choco bekehrte sich. Nun aber kam ein Ereignis, das auf 50 Jahre hinaus den Frieden von der Insel bannete, — die Ankunft der ersten, 200 Mann starken spanischen Besatzung. Es war in den spanischen Kolonien allgemeine Regel, den Glaubensboten überall, wo sie es mit wilden Völkern zu tun hatten, eine bewaffnete Macht zur Seite zu stellen. Sie hatte ihren Nutzen, aber auch ihre Schattenseiten. Auf den Philippinen war diese militärische Besatzung fast ohne Blutvergießen erfolgt. Die unterdrückten Tagalen begrüßten in den Spaniern ihre Retter. Die an volle Unabhängigkeit gewohnten Marianer dagegen häumten sich beim bloßen Gedanken an eine mögliche Unterwerfung auf. Es kam zu einem erbitterten Kampfe, der bei der außerordentlichen Freiheitsliebe des Volkes zuletzt in einen förmlichen Vernichtungskrieg überging. Nach der landläufigen Darstellung wären die Spanier hierbei mit unerhörter Grausamkeit vorgegangen und hätten planmäßig die eingeseßene Bevölkerung ausgerottet. Diese Darstellung ist zum wenigsten stark übertrieben und gefärbt. Die erste Besatzung hatte keinerlei Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben; allein ihre bloße Gegenwart genügte, um die Bevölkerung in Wut zu versetzen. Am 2. April 1672 wurde P. Luis de Sanvitores bei Gelegenheit einer Kindtaufe ermordet. Auch einige spanische Soldaten fielen der Volkswut zum Opfer. Nun wurde die Besatzung verstärkt, in Agaña ein kleines Fort gebaut und im nahen S. Ignacio ein Siedlungsversuch von spanischen, philippinischen und amerikanischen Kolonisten gemacht. Ähnliche kleine Forts mit spanischer Besatzung erhoben sich auf Tinian, Rota und Saypan. Die Spanier taten damit nur, was jede andere Kolonialmacht in alter und neuer Zeit für ihr Recht hielt. Dazu kamen für Spanien noch besondere Gründe zur militärischen Besatzung. Bei der steigenden Blüte der Philippinen wurde der Besitz der Marianen als Zwischenstation besser erkannt, zumal englische und holländische Freibeuter immer häufiger auch diese Meere durchstreiften und wiederholt auf den Marianen sich festzusetzen suchten. Es war klar, daß auch die Mission durch den unausbleiblichen Kampf in schwere Mitleidenschaft gezogen wurde.

Eine allgemeine Aufregung bemächtigte sich der Gemüter. Ein Mord folgte dem andern. Am 2. Februar 1674 fand P. Franz Esquerria bei einem Verzehngang ein blutiges Ende, am 9. Dezember 1675 wurde Fr. Peter Diaz, als er ein gefährdetes Mädchen in einer der Anstalten unterbrachte, erschlagen. Der 17. Juni 1676 brachte auch dem P. Anton Maria de Basilio und seinen Begleitern die Krone. Am Ende desselben Jahres, am Vorabend von St. Rosa, 29. August, wurden das Missionshaus in Agaña, die Kirche und die beiden Seminarier von der von einem gewissen Aguauri aufgesetzten Menge in Brand gesteckt; Patres und Kinder flohen und wurden vom spanischen Kommandanten in der Festung geborgen. Nur P. Sebastian Monroy zog mit acht Begleitern mutig den Aufständischen entgegen, wurde von ihnen in eine Falle gelockt und am 6. September 1676 menschlings ermordet. Sechs Wochen

lang hielt ſich nun die kleine, 40 Mann ſtarke Beſatzung von S. Ignazio de Aña tapfer gegen die belagernde Volksmenge, bis von den Philippinen Verſtärkung anlangte. Daß jetzt die Spanier ſcharf, wohl zu ſcharf eingriffen, läßt ſich gewiß verſtehen.

Während der Ruhepause, die nun eintrat, nahmen die Patres die unterbrochene Arbeit wieder auf. Der Kern der Chriſtengemeinden war dem Glauben treu gekleben und liebte die Miſſionäre, die ihnen ja nur Gutes erwieſen und wiederholt und erfolgreich ſelbſt für ihre Feinde als Vermittler und Fürſprecher eintraten. 1681 kam Don Antonio de Sarabia, der erſte ſelbſtändige Statthalter der Marianen. Er brachte Verſtärkung an Truppen und Miſſionären, unter letzteren die erſten deutſchen Patres, wie Karl von Boranga, Auguſtin Strobach, Anton Kerſchbaumer, Matthias Cuculin und Johann Tilpe, ſämmtlich aus der öſterreichiſchen und böhmischen Provinz. Don Sarabia verdient nicht den Namen eines Ungeheuers, den man ihm gegeben. Er war aber ein ſtrammer Haudeggen und erregte durch die Energie, mit welcher er in die wirren Verhältnisse eingriff, die höchſte Erbitterung. Hätte er ſich auf die Beſatzung des Forts von Aña beſchränkt und das Weitere den Miſſionären und der Zeit überlaſſen, wäre alles noch gut gegangen. Durch die graufame Hinrichtung einiger Mordgeſellen glaubte er jedoch für die Zukunft ein warnendes Beiſpiel aufſtellen zu müſſen. Er kannte den Charakter der Marianer nicht. Sie hielten ſich zwar ſtille, warteten aber einen geeigneten Zeitpunkt ab. Inzwiſchen wurden die Miſſionsſtationen auf Guam und den anderen Inſeln vermehrt, die wilden Ehen verboten und für den Unterricht des Volkes beſſer geſorgt. Die Miſſionsberichte aus dieſer Zeit wiſſen neben den dunkeln Schatten manch ſchönes Beiſpiel wahrhaft chriſtlicher Tugend zu erzählen.

Der Hauptaufſtand erfolgte im Sommer 1684. Mehrere heidniſche Häuptlinge, zu denen ſich auch einige abgefallene Chriſten geſellten, zettelten wider die Spanier eine Verſchwörung an, welche ſich von dem Dorfe Apurquam aus zunächſt über Guam und dann auch über die benachbarten Inſeln verbreitete. Alle Fremden, auch die Miſſionäre, ſollten überfallen und niedergemacht werden. Der Plan war gut überlegt und das Geheimnis wohl gewahrt, ſo daß, wie der Bericht des P. Cuculinus, eines Böhmen, ſagt: „die Spanier davon nicht eher Wind bekamen, als bis ihnen das Meſſer an die Gurgel geſetzt war“. Am 23. Juli, einem Sonntag, kam der Anführer der Verſchworenen — Antonius Juda nennen ihn die Miſſionäre —, der den gefährlichſten Teil ſich vorbehalten hatte, mit drei Gefährten in den Hauptort Aguada zur Meſſe. Sie trugen unter den Kleidern verſteckte Waffen, überfielen nach dem Gottesdienſte den ſpaniſchen Landesoberſten, Damian d'España, und machten ihn nieder. Gleichzeitig überfiel eine Schar Aufſtändiſche das Haus der Miſſionäre, erſchlugen P. Emanuel de Salarzano und den niederländiſchen Laienbruder Baltazar du Bois, während ſie P. Gerard Bowens und zwei andere Miſſionäre ſchwer verwundet liegen ließen. Den Mut, den P. Kerſchbaumer bei dieſer Gelegenheit bewies, wollen wir mit den Worten P. Cuculinus ſchildern:

„Unter dieſem Blutbad las der beherzte Mann P. Kerſchbaumer, den die Spanier Cerezo nennen, in der Kirche ſeine heilige Meſſe, welche er noch vor dem Ausbruche des Aufſtandes gleich nach der Predigt angefangen hatte. Man warnte ihn zwar zeitlich, er ſolle wegen äußerſter Gefahr, in welcher er ſamt den allerheiligſten Geheimniſſen ſich befand, dieſelbe abbrechen. Er aber ließ ſich auf keine Weiſe ſchrecken, ſondern fuhr mit dem göttlichen Opfer ganz andächtig fort, ohne ſich im geringſten beirren zu laſſen; er

reichte ſogar einem Soldaten auf deſſen Bitte das heiligſte Altarsſakrament. Als aber zur gleichen Zeit eine Schar verſchworener Indianer mit gewaffneter Hand in die Kirche einfiel, ging er ihnen mit der heiligen Fronleichnamsbüchſe (dem Speiſetelch) in der Hand bis in die Mitte der Kirche entgegen, ob welcher kühnen Heldentat die Mörder dergeltalt erſchraken, daß ſie aus dem Gotteshaus, ohne jemand zu beleidigen, abgezogen, etliche gar davongeloffen, andere aber ſich hin und wieder zerſtreut haben.“

„Der tapfere Held Ignatius Zueti, ein edler und kriegs-erfahrenere Marianer, ſo Gott und ſeinem König jederzeit treu verblieb“, kam mit den Kriegern ſeines Dorfes den Miſſionären zu Hilfe und verhinderte für jenen Tag zu Aguada weitere Gewalttaten. Inzwiſchen verbreitete ſich die Kunde von den Ereigniſſen in dem Hauptort wie ein Lauffeuer über Guam und die benachbarten Inſeln. In hellen Haufen zogen den Aufſtändiſchen die heidniſchen und auch manche getaufte Marianer zu. „Tod allen Fremden!“ war die Loſung. In dem Dorfe Nityam ſielen die Rebellen über den italieniſchen Miſſionär Theophil de Angelis her, knüpften den Mann, der ihnen nur Gutes getan, an dem Maſt eines Schiffes auf und warfen ſeine Leiche am folgenden Morgen ins Meer. Die übrigen Miſſionäre der Hauptinſel konnten ſich in die Fefle von Aguada retten.

Nicht ſo die Patres Strobach und Boranga, welche auf der Inſel Rota arbeiteten. Man hatte ihnen durch einen Boten Kunde von dem Aufſtande und die Einladung geſchickt, ſich ebenfalls zu Schiff nach Aguada zu flüchten. Sie glaubten aber, „es ſei in allerweg Gott weit gefälliger, wenn ſie in ſolcher Wolfsgefahr bei ihren Schäflein verharrten“. P. Strobach wollte ſich nach dem Schickſale ſeiner Mitbrüder auf Guam erkundigen; als er aber am 27. Juli auf ſeinem Boote in Sicht von Aguada kam und ſah, daß die Kirche, das Miſſionshaus und die übrigen Gebäude teils in Flammen ſtanden, teils ſchon in Aſche lagen, glaubte er, alles ſei daſelbſt verloren, und kehrte nach Rota zurück. Dort traf er einen Boten an den Wachtmeiſter Don Guiroga, der mit 57 Soldaten die beiden Inſeln Tinian (unter dem 15. Grad nördl. Breite) und Sappan (etwas nordöſtlich von Tinian) beſetzt hielt; derſelbe ſollte mit ſeiner kleinen Schar unverzüglich den Spaniern auf der Hauptinſel zu Hilfe kommen. P. Strobach übernahm es, dieſe wichtige Botſchaft, von der die Rettung vieler Menſchenleben abhing, Guiroga zu überbringen. Er ſegelte zunächſt nach Tinian, wo er vor Anker ging und ſeinen Fährmann ans Land ſchickte, daß er ſich nach der Gefinnung der Einwohner erkundige. Während er auf Antwort wartete, wurde er von den Tinianern überfallen und vor den Häuptling des nächſten Dorfes geführt. Derſelbe riß ihm zunächſt das Kreuzifix von der Bruſt und wollte es an einem Steine zerſchmettern; aber ein frommer Marianer erbat es für ſich und verſprach, es an ſeinem Halſe zu tragen. Dann wurde der Miſſionär unter dem Vorwande, er ſei ein chriſtlicher Zauberer, mit gebundenen Händen in das Dorf Marpu geſchleppt, deſſen Häuptling ein vom Glauben abgefallener Menſch war. Von unerträglichem Durſte gepeinigt, bat der Miſſionär um einen Trunt Waſſer. Allein derſelbe wurde ihm mit Hohn verſagt; dann führten ſie ihn weiter in ein drittes und viertes Dorf durch die glühenden Strahlen der Tropenſonne, ohne dem Verſchmachtenden einen Tropfen Waſſer zu gewähren. Endlich wurde P. Strobach einem Edelmann namens Guihao vorgeführt, „Dieſer“, erzählt P. Cuculin, „fragte ſeine Beleiſteten, was er unterwegs getan habe. Als ſie geantwortet, er habe ohne Unterlaß einige Gebete geſprochen, mit welchen die Chriſten den wahren

Gott anzurufen pflegen, versetzte der Mitterich: „Setzt werden wir sehen, was ihm dies alles helfen werde.“ Der Priester fragte sie, warum sie ihn töten wollten und was er ihnen jemals zuleide getan habe, worauf der andere nichts zu sagen wußte. Da aber der Vater wieder das Wort nahm und verlauten ließ, er fürchte sich nicht, um Gottes willen, den er beständig vor Augen habe, zu sterben, indem er betrachte, daß die ewige Weisheit bestens wisse, was für ihn das Beste sei, fiel ihm der Marianer in die Rede und sagte: „Wir erkennen diesen Gott nicht; doch laß uns sehen, ob er dir helfen könne!“ hab hiermit den Kolben (die Streitkeule), so er in der Hand hielt, in die Höhe und schlug den Vater mit aller Gewalt an die Gurgel, welcher auch bald darauf heilig verschieden ist. Alle Leute, so diesen gottseligen Blutzeugen in Spanien, Amerika und anderswo gekannt haben, geben ihm das Lob, daß er ein heiliger Mann gewesen sei.“ Er starb am 27. Juli 1684.

Um dieselbe Zeit erlitt auch sein Mitbruder P. Karl Boranga aus Wien auf der Insel Nota, wo er die Christengemeinde Agusan leitete, den Martertod. Aufreißer von der Insel Saypan waren gelandet und unversehens in die Wohnung des Missionärs eingedrungen. Sie verwundeten ihn mit einem Wurfspeer am Haupte und durchschlugen ihm mit einem jener Speere aus Menschengebein den Hals. Dann ließen sie den tödlich Verwundeten in seinem Blute liegen und flüchteten auf ihre Insel Saypan zurück. Erst am folgenden Tage starb der Missionär eines heiligmässigen Todes. Seine Gebeine wurden in der Folge nach seiner Vaterstadt Wien gebracht und daselbst in der Gruft des Professors der Gesellschaft Jesu unter dem Hochaltar in einem besondern Sarge ehrefürchtvoll aufgestellt.

Der Zustand von 1684 hätte beinahe mit der Vertilgung aller Fremden auf den Marianen geendet. Nur mit äußerster Anstrengung konnte sich das Fort von Aguada und die Schanze auf Saypan, die Guiroga heldenmütig verteidigte, gegen die Aufständischen behaupten.

Trotz aller Tapferkeit wäre aber die aus Spaniern und Tagalen bestehende Besatzung auf die Dauer verloren gewesen, wenn nicht der christliche Häuptling Ineti mit den Seinen treu zu ihr gestanden hätte. Alle Mittel seiner Landsleute, ihn zum Abfall zu bewegen, scheiterten. Durch die eingeborenen Weiber der Soldaten suchten die Aufreißer auch mit der Besatzung selbst in Fühlung zu kommen. Eine Anzahl der ihnen stammverwandten Tagalen ging auch wirklich zu ihnen über, und nun wurde die Festung mit neuem Mut vom Lande und mit 70 Schiffen von der See

Spillmann, über die Südsp. 2. Aufl.

her bedrängt. Fast ein Jahr lang dauerte die Belagerung. Zwischen züngelte die Flamme des Aufstandes von Insel zu Insel. P. de Angelis erlitt am 24. Juli in seinem Dorfe auf Guam den Tod um des Glaubens willen. Das glorreiche Ende der beiden Deutschen Strobach und Boranga haben wir oben erzählt. Im Juli 1685 schloß Bruder Peter Coomans die Reihe der marianischen Blutzeugen. Es waren 13 innerhalb 15 Jahren. Ein Fort der Spanier nach dem andern wurde erstickt, so daß schließlich außer Agaña nur noch die Feste auf Saypan übrigblieb, deren 40 Mann starke Besatzung sich unter Don Quiroga heldenmütig verteidigte, sich durchschlug, die Empörer auf Saypan zu Paaren trieb und mit 20 Mann zum Entsatz der hart bedrängten Festung von Agaña heranrückte. In wilder Flucht zerstreuten sich die Insulaner, am Siege verzweifelnd, in die Wälder und Gebirge oder flüchteten auf die anderen Inseln. Aber selbst jetzt mußten die Spanier jeden Fußbreit Landes mühsam zurückerobern. Von Eiland zu Eiland wurde der verzweifelte Kampf fortgesetzt. Auch als die Insulaner sahen, daß aller weitere Widerstand vergeblich sei, dachten sie nicht an Unterwerfung. Viele stürzten sich freiwillig in den Tod, Mütter töteten ihre Kinder, ganze Scharen wanderten aus, wahrscheinlich nach den südwärts gelegenen Karolinen. Unter den übriggebliebenen räumten Hunger und Seuchen fürchtbar auf, so daß am Ende dieses unglücklich traurigen Krieges auf den Marianen nur noch etwa 8000 bis 10000 Seelen übrig waren. Gewiß ist der teilweise Untergang dieses freiheitsliebenden Volkes tief zu beklagen.

Erst 1695 war die Kraft des Widerstandes völlig gebrochen, und es war nun die Aufgabe der Missionäre, die Christengemeinden, die durch den Abfall und die Leiden dieser Jahre traurig daniederlagen, wieder neu zu organisieren und die geschlagenen Wunden nach Kräften zu heilen. Zur Erleichterung der Seelsorge wurden die zerstreuten Insulaner auf den drei Hauptinseln Guam, Nota und Saypan gesammelt. Sie sind bis heute die einzig bewohnten geblieben. Zu einer eigentlichen Blüte gelangte die Mission nicht wieder. Die Bevölkerung nahm durch Seuchen und Auswanderung noch mehr ab, so daß nach einer Angabe des Osterreichers P. Johann Bonani um 1715 im ganzen nur mehr 5000, 1724 nach P. Johann Kropff noch 4000 „Pfarrkinder“ übrig waren.

In dieser letzten Periode von 1700—1766 waren es namentlich deutsche Missionäre, wie die PP. Adam Kaller, Jakob Heipel (aus Köln), Joseph Bonani, Franz Xaver Ursacher, Viktor Walter, Franz



Bild 166. Zweig eines Drolfruchtbaumes.



Kaver Meitenberger, Wolfgang Stainbeck u. a., welche auf den Marianen wirkten. 1731 wurde von hier aus auch die Mission auf den Karolinen eröffnet. Die mehr und mehr schwindende eingeborene Bevölkerung ergänzte sich allmählich durch Zuzug von Tagalen, die heute das Groß der Bevölkerung bilden. Nur an einigen Orten, besonders auf Noto, haben sich noch Reste der Chamorro, ihre Sprache und Sitten erhalten.

Nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu ging die Mission in die Hände der Augustiner über. Sie besteht gegenwärtig aus fünf Kirchspielen, die zum Teil von tagalischen Geistlichen versehen werden. Die Einwohnerzahl hat im Laufe des letzten Jahrhunderts wieder langsam zugenommen und betrug 1877: 8665 Seelen, von denen rund 7000 auf die Insel Guam kommen. Jetzt schätzt man die Bewohner der ganzen Gruppe auf etwa 10 000 Seelen. Leider haben die Amerikaner sich das größte und schönste Eiland der Gruppe zum Zwecke einer Kabelstation vorbehalten. Da die deutsche Regierung ausdrücklich den Schutz und die Freiheit der katholischen Mission in den neu erworbenen Gebieten garantiert hat, so ist zu wünschen, daß deutsche katholische Missionäre sich dort niederlassen, und zu hoffen, daß unter einer neuen geordneten Verwaltung das Inselreich sowohl in materieller wie in religiöser Hinsicht einer besseren Zukunft entgegengehe.

Nördlich von den Marianen sind noch die Bonin-Inseln zu nennen, zusammen nur 110 qkm mit etwa 100 Bewohnern. Sie gehören jetzt politisch zu Japan. Die weitverstreuten Inseln und Riffe des Anson-Archipels sind unbewohnt.

### 9. Der Marshall- und Gilbert-Archipel.

Östlich von den Karolinen treffen wir auf die Gruppe der Marshall-Inseln, die aus zwei parallelen, von Nordwest nach Südost streichenden Ketten kleiner Inselchen und Riffe besteht; die westliche heißt die Malik-, die östliche die Ratak-Kette. Zur ersteren gehören die Brown- und Providence-Eilande. Alle diese Inseln zusammen haben nur einen Flächenraum von 415 qkm und eine Einwohnerzahl von rund 16 000 Seelen. Der Archipel steht unter deutscher Flagge, und es wohnen jetzt etwa 80 Europäer in dem Hauptort Jaluit, wo sich der deutsche Landeshauptmann, jetzt Waldemar von Bunsen, niederließ. Schon 1898 wurde von den Eingeborenen eine Steuer von 360 000 Pfund Kopra erhoben (getrocknete Palmkerne, aus denen ein köstliches Öl bereitet wird).

Die Inseln dieser und der benachbarten Gilbert-Gruppe scheinen ohne Ausnahme das Wert der Korallen zu sein. Die wichtigste Insel des Marshall-Archipels ist Jaluit (Dschalut) in der Malik-Kette. Der Ringwall, der ihre Lagune umschließt, ist in 55 kleine Inselchen, von denen keines breiter ist als 600 m, eingeteilt. Innerhalb dieses Kranzes von Inselchen liegt die 37 km lange und 10 km breite Lagune. Da die Inselchen weder Quellen noch Bäche haben, so ist auch der Pflanzenwuchs verhältnismäßig nicht so reich vertreten wie z. B. auf der südlicher gelegenen Ebon-Insel. Aber die Kokospalme gedeiht noch immer vortrefflich und liefert den Eingeborenen alles zum Leben Nötige. Auch der Brotfruchtbaum (Bild 166, S. 241) und der Melonenbaum, ursprünglich kein einheimisches Gewächs, kommen gut fort, während die Banane nur ein kümmerliches Dasein fristet. Die eigentliche Bedeutung hat aber die Insel oder vielmehr der Inselkranz durch seinen geräumigen und vortrefflichen Hafen, welcher der an sich fruchtbareren und vollreicheren Ebon-Insel abgeht. Dieser Hafen

macht Jaluit zum Mittelpunkt des Handels für die Marshall-Gruppe. Deshalb haben sich hier schon vor mehr als einem Jahrzehnt zwei deutsche Handelshäuser niedergelassen und Faktoreien (Bild 168, S. 244) gegründet. Das veranlaßte Deutschland, auch auf dieser Insel am 15. Oktober 1885 seine Flagge zu hissen; an dem genannten Tage wurde Jaluit und die Malik-Kette, am folgenden Tage auch die Ratak-Kette unter deutsche Schutzherrschaft gestellt, was durch eine kaiserliche Verordnung vom 13. September 1886 die staatliche Anerkennung erhielt.

Die im Süden angrenzenden Gilbert-Inseln haben 430 qkm Bodensfläche und eine zahlreiche Bevölkerung, die auf 35 200 Seelen angegeben wird. Diese beiden Gruppen sind überhaupt die volkreichsten Mikronefien. Seit 1892 stehen die Gilbert-Inseln unter britischem Protektorat.

Einzelne dieser Inseln wurden schon 1529 durch Saavedra und später von anderen Seefahrern gesehen; aber eigentlich durchforscht haben dieselben erst im Jahre 1788 die beiden Engländer Marshall und Gilbert, deren Namen die zwei Gruppen heute führen. Sie kommen aber auch noch unter dem Namen Lord Mulgrave- und Kingmill-Archipel vor. Auch Zentral-Archipel werden sie genannt, weil sie so ziemlich in der Mitte aller Inselgruppen der Südsee liegen. Chamisso, der sie auf seiner Reise um die Welt 1817 besuchte, schildert die Bewohner als die liebenswürdigsten und edelsten Menschen der Südsee. Sie sind von Natur freundlich und gutmütig; was aber ihre Sittlichkeit und Ehrlichkeit angeht, so ist dieselbe heute leider sehr zurückgegangen. Der Einfluß verkommener Matrosen, die sich doch Christen nennen, hat die armen Eingeborenen fittlich verpestet.

Die ersten Gilbert-Inulaner wurden auf Samoa, wo sie als Arbeiter weilten, von den Maristenvätern zum katholischen Glauben bekehrt; auf ihrer Heimatinsel Nonuti, wohin, sie nach dem Ablaufe ihrer Arbeitsdauer vertragsmäßig zurückgebracht wurden, blieben sie ihrem Glauben treu, und einer aus ihrer Mitte richtete an den Apostolischen Vikar der Schifferinseln, Mgr. Lamaze, der den Titel „Bischof von Olymp“ führte, folgenden Brief:

„Olymp, Gruß! Tarawatti bittet um einen Missionär. Es gibt viele Katholiken zu Nonuti. Es gibt dort sieben Gebetshäuser. Olymp, sende schnell einen Missionär nach Nonuti, damit er die Leute dieses Landes unterrichte. Die von Nonuti werden hernach die von Magala unterrichten gehen. Olymp, Gruß dir, in unserem Heilande Jesus Christus. Tarawatti, so heißt der, welcher zu Nonuti unterrichtet.“

Die Bewohner der Marshall- und Gilbert-Inseln sind kühne Seefahrer, ja wohl die kühnsten der ganzen Südsee. Es ist geradezu staunenswert, wie sie, in früherer Zeit sogar ohne jedes eiserne Werkzeug, ihre geschickt gearbeiteten, fechtartigen Boote, die nicht aus einem hohlen Baum bestehen, sondern aus vielen Stücken kunstvoll zusammengesetzt sind, zu Lande bringen, obschon ihre Inseln kaum geeignetes Schiffsbaumholz haben. Die Fahrzeuge sind mit einem Ausleger versehen, wie wir ihn schon kennen lernten; da aber derselbe das Boot von der geraden Richtung ab und zum Beschreiben eines Kreises drängt, haben sie diesen Uebelstand dadurch ausgeglichen, daß sie die dem Ausleger zugekehrte Seite des Schiffes nach außen gebogen (convex) geformt haben. In der Mitte des Fahrzeuges befindet sich eine Plattform mit zwei Häuschen und einem beweglichen Mastbaum, der das große dreieckige Mattensegel trägt, dessen eine Spitze am Schiffschnabel befestigt ist. Auf solchen Fahrzeugen wagen sich die Inulaner auf das offene Meer hinaus und unternehmen ohne Kompaß

Fahrten von 2000 bis 3000 km Weite, d. h. eine Strecke wie von Konstantinopel nach Gibraltar. Die früheren Bewohner der Marshall-Inseln waren übrigens noch viel kühner und hatten es im Seewesen zur Anfertigung eigenartiger Segelarten gebracht. Diese aus Holzstäbchen und Steinen gefertigten „Medos“ zeigten den Steuerleuten, wie sie das Schiff bei verschiedenem Wind- und Seegang zu lenken hatten, um nach dem Parallelogramm der Kräfte, das ihnen freilich theoretisch ganz unbekannt ist, die eine oder andere Insel zu erreichen, welche der „Medo“ durch die Steine bezeichnet. Auch auf den gestirnten Himmel achteten sie; der Auf- oder Untergang der Sterne gab ihnen Ost und West und hiermit auch die übrigen Himmelsgegenden an. Dann bemerkten sie, daß zu bestimmten Jahreszeiten auch bestimmte Sternbilder an derselben Stelle des Himmelsbogens erschienen. Diese Zeiten und diese Bilder wählten sie dann für ihre Fahrten nach den verschiedenen Inseln, die sie im Laufe des Jahres besuchen wollten.

Trotz dieser Vorsicht mußte oft geschehen, daß sie ihr Ziel verfehlten, indem widrige Winde sie verschlugen oder stürmische Meeresströmungen die kleinen Rähne in unbekannte Gewässer entführten. Selbst in großen europäischen Schiffen wird es ja manchmal schwer, diese niedrigen Inseln aufzufinden, und die kleinen Rähnen mit ihren einzigen Rähnen oft tagelang in der Nähe ihrer Heimatsinsel kreuzen, ohne die Insel zu Gesicht zu bekommen. In Hunger und Durst gegeben, segelten sie dann östlich westwärts und suchten die Küste der bergigen Karolinen zu bekommen, deren höchste Punkte über hundert Meter hohe Gipfel bei klarem Wetter schon aus weiter Ferne sichtbar sind.

Viele gehen auf diesen kühnen Fahrten zu Grunde; sie werden an fremde Inseln verschlagen und siedeln sich dort an, unfähig, die ferne Heimat wieder aufzufinden; vielen ist es aber nach Jahren, da ihre Landsleute sie schon längst für tot hielten, noch gelungen, in den Hafen der Heimatsinsel wieder einzulaufen.

Nicht so viel Mut wie auf ihren Seefahrten beweisen diese Krieger bei ihren Kriegszügen, wenigstens nicht die Marshall- und Gilbertiner sind schon blutdürstiger, und ein Häuptling der Gilbert-Inseln sieht in seinem Mattenpanzer (Bild 171, S. 249) mit einem Helme, der aus der Haut des Igelfisches gefertigt ist (Bild 169, S. 246), abenteuerlich genug aus. Auch die Waffen, Lanzen und mit Haifischzähnen sägenförmig besetzte Speere und Dreiecke (Bild 170, S. 247), sind gefährlich, und der Kampf, an dem die Weiber teilnehmen, wird oft bis zur völligen Vernichtung unterliegenden Partei geführt. Nicht so auf den Marshall-Inseln.

Da ist der Aufmarsch und der Lärm die Hauptsache; zu einem eigentlichen erbitterten Kampfe kommt es selten, und wenn etwas Blut geflossen ist, wird der Friede wiederhergestellt. Finsch hatte bei seinem Aufenthalt auf Jaluit 1880 Gelegenheit, einen solchen „Krieg“ zu sehen. Die Häuptlinge Kabua (untenstehendes Bild 167) und Loiaf waren in Fehde, und der letztere rückte mit seinen Kriegern in 20 großen Schiffen an. Kabua hätte ihn vom Ufer aus mit Flintenschüssen — denn Flinten und sogar Hinterlader gibt es jetzt leider genug auf diesen Inseln — übel empfangen können; aber er tat es nicht, da nach dem Marshaller Kriegsrecht derjenige angreifen muß, der den Krieg erklärt hat. Als aber Loiaf gelandet war und seine Kundschafter sich zeigten, stellte sich Kabua an die Spitze seiner Tapferen und rückte dem Feinde entgegen. „Der Aufmarsch dieses buntscheckigen und geschmückten Volksheeres“, sagt Dr. Finsch, „war in der That sehr malerisch und der einzige bemerkenswerte Moment des ganzen Krieges. Selbstredend marschierten die Tapferen nicht in Kolonnen oder Sektionen auf, sondern einzeln in langer Gänsemarschreihe, hier und da Gruppen bildend, in denen Weiber und Mädchen die Mehrzahl waren, wie dieselben überhaupt den überwiegenden Teil des Heeres ausmachten, dessen männlicher Kern, inklusive der Jungen und Krüppel, ungefähr 100 Köpfe betragen mochte. Kabua selbst war übrigens nicht von einer Leibgarde seiner besten Kämpen umgeben, sondern vier seiner Weiber folgten ihm als Eskorte, und erst viel weiter nach rückwärts kamen die Krieger angezogen.“ Als man des Feindes ansichtig wurde, erscholl ein schauerliches Gebrüll, und drohend wurden die Waffen geschwungen; damit war aber auch des Heldennutes genug gezeigt, und die „Heere“ zogen sich in Laussschritten in mehr gesicherte Stellungen zurück, von denen aus gewöhnlich ohne viel Schaden etwas Pulver verknallt wird. Wädhren alle Kriege der zivilisierten Völker so harmloser Natur sein!

Daß die Inseln für den Handel nicht wertlos sind, erhellt aus der Angabe, daß die Ausfuhr bereits im Jahre 1884, also noch vor der deutschen Schutzherrschaft, schon 3 600 000 Pfund Kopra (getrocknete Kokosnüsse) betrug.

#### 10. Die Mission auf den Gilbert-Inseln.

Als die Missionäre des heiligsten Herzens 1888 diese Inselmission übernahmen, fanden sie den Boden, dank einer eigentümlichen Fügung der göttlichen Vorsehung, für das Christentum bereits einigermaßen vorbereitet. Manche Gilbertiner pflegten nämlich teils nach den Gesellschaftsinseln, besonders Tahiti, teils nach Hon-



Bild 167. Kabua, der König von Jaluit.